

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 22 (1954)
Heft: 6

Rubrik: Rückblicke und Ausblicke

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rückblicke und Ausblicke

« .. Februar- und Märzheft sind die, die uns bisher mit am besten gefielen. Ich stimme mit dem, was Sie schreiben, vollkommen überein, wenn mir auch sonst jegliche Erfahrung mit der männlichen Prostitution fehlt. Ich bin überzeugt, dass Ihnen das Februarheft von gewisser Seite Widerspruch oder sogar scharfen Protest einbringen wird. Ich kann nur für uns beide sagen, dass wir begeistert waren. Die frechen Texte waren wie geschaffen für die Karnevalszeit; schliesslich haben doch auch wir das Recht, einmal unserem «Herzen» Luft zu machen. Und wenns noch mit Geist und wirklichem Witz geschieht, kann man nur sagen: Bravo! Warum immer gleich laut protestieren? Wir alle haben unsere verschiedensten Wünsche und Interessen. Und um dem andern das Seine zu lassen — wenn wir ihn auch nicht immer verstehen — müssen wir uns zumindest bemühen, ein klein wenig über den eigenen Zaun zu schauen. Wenn wir keine Toleranz üben wollen, wer soll es dann tun? Erst recht können wir dann keine Toleranz von den «Normalen» verlangen. Darauf hoffen wir doch, nicht? Mehr zu erwarten ist sowieso Mumpitz. —

Meine Kritik zu «Ausnahme und Regel?» von Dr. A., Schweiz, im Januarheft:

Jedem das Seine; auch dem Genie, Künstler, Dichter und Heiligen, und ich stimme zu, dass «selbst die schönsten Augenblicke glücklicher Zweisamkeit» zwei Freunden ihre «menschliche Einsamkeit erschreckend wahrnehmen» lassen. Aber ist diese Einsamkeit nicht nur eine bedingte, die durch die Kraft der Zweisamkeit zu einem grossen Teil aufgehoben oder doch weitestgehend erleichtert wird? Es gibt Fälle, in denen sich kein anderer Ausweg finden lässt; aber ist diese Einsamkeit nicht auch oft eine gewollte, absichtlich herbeigeführte? Liegt es nicht manchmal auch an uns selbst? Sind nicht auch die «normal» Liebenden letztlich einsam; ja, suchen und bewahren sie sich nicht in den meisten Fällen ihre Einsamkeit, die wirklich Liebenden? Waren nicht viele der grossen Liebenden verzweifelt einsam in ihrer Liebe? Lag nicht oft in ihrer Liebe eine tiefe Tragik, aus der sie sich nicht (auch wenn sie wollten) zu lösen vermochten? Und das alles ohne gesellschaftliche Diskriminierung! Ich glaube, es kommt da auf jeden Einzelnen an; man kann für dieses «Regel» keine Regeln aufstellen!! Der Verfasser sieht dann weiter die Tragik in der Zweisamkeit verwurzelt, in ihrem Mangel an innerer Harmonie, an vollkommener Hingabe. Kann man in einer solchen Lage überhaupt noch von Zweisamkeit sprechen? Oder ist es nicht einfach eine «Bindung», die man bei den Heterosexuellen mit dem schönen Wort «Verhältnis» bezeichnet? Zweisamkeit, die sich auf geschäftliche oder körperliche Bindungen — oder Harmonie — gründet, ist keine! Diese Seite können wir also von vornherein ausser acht lassen. Aber würde es nicht viel mehr Zweisamkeit geben — ohne die «erschreckende menschliche Einsamkeit» — wenn wir bereit wären, dem Körperlichen eine zwar starke, aber untergeordnete Rolle zuzuweisen, jedoch uns selber ohne Rückhalt hinzugeben, unsere Seele zu schenken? Erst dann kann man meiner Ansicht nach von einer Zweisamkeit sprechen und dann fällt der erschreckenden Einsamkeit nicht mehr die ausschlaggebende Bedeutung zu, die der Verfasser ihr geben möchte. Wir müssen nur wollen, nicht auf den andern warten und nach Ausreden suchen; beginnen wir doch bei uns selbst! Auch sollten wir uns hüten, die Schuld immer bei den «Normalen» zu suchen; es ist schon zu einer bequemen Ausrede geworden! Wie viel könnte nicht anders sein, wenn wir alle wüssten, worum es wirklich geht; wenn wir alle bereit wären, das Notwendige zu tun, wahrhaftig gegen uns selbst zu sein, den

kleinlichen Egoismus über Bord zu werfen, um mit und in dem andern unsere innere Harmonie zu finden. Das ist bestimmt das Schwierigste, das uns das Leben aufbürdet; doch ohne einen kleinen Anfang erringen wir auch nicht wirkliche Freiheit!

Ich mache es mir nicht so leicht, meine Worte auf alle zu münzen. Ich glaube aber, sie treffen für sehr viele zu!

Der Verfasser erwähnt auch die Neurose. Schon seit einigen Jahren behaupten ernsthaftige Wissenschaftler, dass eigentlich heute die Nichtneurotiker als anormal zu betrachten sind, dass man mit ihnen kaum oder gar nicht zusammenleben kann. Es steht sogar fest, dass gerade Genies, Künstler und Dichter ein überdurchschnittliches Mass Neurosen besitzen, ja, dass sie ohne dieses vielleicht gar nicht das wären, was sie sind. Ueber Heilige kann ich mir kein Urteil erlauben, sie interessieren mich zu wenig und erscheinen mir zu unglaublich! Doch davon abgesehen: gerade das Nichtvorhandensein der Zweisamkeit verursacht doch wohl die meisten Neurosen, — und nicht umgekehrt!! Dass trotz der Zweisamkeit des Homoerotischen genau wie der des Heterosexuellen eine Neurose da ist, kann niemand bestreiten. Eine wirkliche Zweisamkeit vermag die Neurosen zu lösen oder sogar aus der Welt zu schaffen; ich habe es glücklicherweise erfahren dürfen.

Warum sich um «Regel» oder «Ausnahme» streiten? Geben wir zu, dass es augenblicklich nur Ausnahmen gibt! Aber warum? Der grösste Teil der Schuld liegt in der überwiegenden Zahl aller Fälle nur bei uns! Beginnen wir also auch bei uns! Und beschäftigen wir uns dann erst mit der Gesellschaft! *Marinus, Deutschland.*

«... ich sende die neue Nummer «Der Kreis» zurück, da ich das Abonnement nicht mehr zu erneuern wünsche. Nach meinem «Probejahr» bin ich zu diesem Entschluss gekommen. Von dem Pro und Contra siegte doch der negative Eindruck — leider.

Ich habe in diesem Jahr sehr, sehr viel gelernt aus Ihren Blättern; aber mir blieb die Einsicht, nicht mit-machen zu können. Kritik liegt mir fern, vor allem an etwas, das ausserhalb «meines Kreises» liegt. Wie gerne würde ich mitkämpfen — aber für etwas Einheitliches, Gerades nicht für das undefinierbare Bunte, das mich abschreckt. Verzeihen Sie meinen Austritt; ich grüsse Sie herzlich und wünsche Ihnen das Beste . . . *Alain, Schweiz.*

Dass geistig interessierte Leser den «Kreis» abbestellen, ist für mich immer etwas schmerzlich, wenn ich natürlich auch verstehen kann, dass es ernsthafte Gründe gibt, die das veranlassen. Sie können sich «nur für etwas Einheitliches, Gerades einsetzen, nicht für das undefinierbare Bunte», wie Sie schreiben. Lieber Kamerad, liegt nicht auch in dieser Konsequenz die Gefahr einer Erstarrung und Blutleere? Kann man z. B. diese Forderung an die Mitglieder einer Kirche, einer Bewegung, einer Institution stellen? Ist nicht gerade das Wechselspiel von Oben und Unten, von Oberfläche und Tiefe, von Versenkung und leichtem Spiel etwas ungemein Fruchtbare? Denken Sie an die ungeheure Verschiedenheit der Menschen, die sich als Abonnenten — als nichts anderes! — dem «Kreis» anschliessen! Wenn ich auch dem grossen Spiel viel Raum gewähre, so glaube ich doch, eine gerade Linie beizubehalten und dem Oben mehr zu dienen als dem Unten. —

Ich wünsche auch Ihnen weiterhin alles Gute und vor allem: dass Sie erreichen, was Sie anstreben. — *Ihr Rolf.*

«..Mit besonders aufrichtiger Freude habe ich das März-Kreisheft erhalten, das zum Teil einem Thema gewidmet ist, das allen bekannt ist und von viel zu vielen verschwiegen wird. Sogar in Ihren Zeilen klingt ein Ton mit, der mir nicht ganz gefallen will, da er nicht genug den Tatsachen ins Auge schaut, sondern auch wieder einen nicht ganz passenden Mantel darum hüllen will. Ich meine, dass die Entschuldigung gefunden wird, Strichjungen werden welche, weil sie entweder verderbte Verbrecher sind, oder weil die Not sie dazu zwingt.

Ich will gerne zugeben, dass es unter den Verbrechern, die die abendlichen Strassen und Lokale fast aller grösseren Städte bevölkern, auch solche gibt, die in der Wahl ihres Gelderwerbes auch denjenigen der käuflichen Liebe mitbenützen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet.

Aber meine Erfahrungen in verschiedenen recht grossen Städten Europas hat mich zu der Erkenntnis geführt, dass nur derjenige Voyou auf den Strich geht, der eine mehr oder weniger starke Neigung dazu hat, der unter sonst veränderten sozialen Bedingungen nicht den Gelderwerb in den Vordergrund stellen, sondern eine Freundschaft von kürzerer oder längerer Dauer mit Gleichgearteten oder Gleichgesinnten suchen würde.

100%-ige männliche Jungen suchen und finden einen anderen Gelderwerb als den des Strichjungen. Das habe ich viel zu oft erleben und mitansehen müssen.

Aber da dieses alles nur persönliche Erfahrungen sind, ohne wissenschaftliche Kontrolle oder Fundierung, wird Sie das alles gar nicht so sehr interessieren. Es tut mir nur leid, dass der ordentliche, saubere Strichjunge — und solche gibt es — und in entsprechenden Grosstädten gab und gibt es darüber eine recht strikte Eigenkontrolle, immer mit Verbrechern gleichgesetzt wird, obwohl kaum jemand die Strassendirne unbedingt einer Verbrecherin gleichsetzt. Hier wie überall zeigt sich die Zweigeleisigkeit der «öffentlichen Moral».

Es versteht sich von selbst, dass ich all das nicht schreibe, um den Strichjungen reinzuwaschen. Aber wie die Menschheit nun einmal gebaut ist, bleibt eben dieser Beruf eine Notwendigkeit, keine schöne, aber doch eine Notwendigkeit.

Dirnen und Strichjungen sind ein Randgebiet der sozialen Struktur; unangenehm, aber doch unvermeidlich und nötig. (!?! — Die Redaktion).

Im übrigen nichts für ungut. Nur bitte seien wir, die wir die Toleranz der Mehrheit brauchen, nicht prüder als nötig und üben wir reichlich Toleranz, auch wenn es «moralisch» nicht ganz leicht ist.

Ihnen allen wieder einmal Dank für das schöne Heft, und Dank für das gelungene Fastnachtsfest! Es ist so eine Wohltat, Ihrem Kreis nahe sein zu können. Ihr Grosstädter wisst oft nicht, wie gut es Euch geht.

Alex, Oesterreich.

Dirnen und Strichjungen wären vermeidlich und unnötig, wenn die heute geltende verlogene Einstellung zum Eros allgemein fallen würde. Dem stehen aber, lieber Kamerad, noch manche Dinge entgegen, die viel tiefer liegen, als Sie annehmen. Ich kann sie nur rasch in Stichworten andeuten: Verantwortungslosigkeit und Oberflächlichkeit der zahlenden Freier, Bequemlichkeit und Haltlosigkeit der Umworbene, lebensfremde Haltung der kompakten Majorität und der Kirchen dem Erotischen gegenüber usw. Dem glücklich Verheirateten und dem in einer ausschliesslichen Bindung lebenden Kameraden wird es nie einfallen, die Prostitution zu benützen, nicht aus überheblicher «Moral» oder Prüderie, sondern weil er an sein Dasein eine sittliche und ethische Forderung stellt. Ob diese Bindungen im Leben nur einmal oder mehrere Male (wenn erkannt wird, dass sie um der gegenseitigen Ehrlichkeit willen gelöst werden

müssen) eingegangen werden, ist nicht so wichtig als der Wille, auch im Eros immer den ganzen Menschen erfassen und sich ihm mit-teilen zu wollen. Mit-teilen; das ist und bleibt das Entscheidende im Geschlechtlichen, im Seelischen und Geistigen. Jede Trennung bleibt eine Halbheit, ein sinn-loses Leben, weil der Sinn seit Anbeginn immer nur die Ganzheit des Du war und bleiben wird. Aus diesen Gründen, nicht aus pharisäischen, bleibt die Prostitution ein Irrweg, bleibt sie keine Notwendigkeit, bleibt sie eine leere Bequemlichkeit, die einer Lebensaufgabe ausweicht. Verständlich und entschuldbar bleibt sie nur dort, wo sie als Ausweg aus hilfloser Not vorübergehend gewählt wird. Nicht verständlich und nicht entschuldbar bleibt sie beim Zahlenden, der nur eine Nacht kauft, anstatt einem Menschen wirklich zu helfen und sich als Gefährte neben ihn zu stellen. Das heisst aber noch lange nicht das schweizerische Gesetz gut, das den Strichjungen, an dem mancher von uns schuldig geworden ist, zu bestrafen und neben Frauen, an denen oft auch einmal ein Mann schuldig geworden ist, wirklich arbeitsscheue Dirnen in Gruppen an den Strassenecken ihr «Gewerbe» treiben zu lassen. — Ich hoffe, verstanden worden zu sein. —

Hier müsste ich nun eigentlich eine grossangelegte Arbeit eines Arztes aus Berlin anschliessen, die sich sehr eingehend mit meinem Artikel «Ein dunkles Blatt» und mit der männlichen Prostitution überhaupt auseinandersetzt. Aber erstens hat das Strichjungen-Problem in Flüchtlingsgebieten ein ganz anderes Gesicht als bei uns in der Schweiz und zum andern möchte ich den hervorragenden Essay nicht kürzen und nur verstümmelt drucken. Die Prostitutionsfrage in diesem Jahre nochmals anzuschneiden gäbe ihr ein Gewicht, das sie in der Schweiz nicht hat. Ich stelle diesen Artikel bis zum nächsten Jahr zurück und danke dem Autor schon heute für seine wesentliche Arbeit.

Rolf.

« . . . Du möchtest wissen, was ich zum März- und Aprilheft sage? Beide Nummern haben mir ausgezeichnet gefallen; ich kann nur sagen: wie immer. Wenn man Kritik üben kann, so kann dies nur an den einzelnen Inhalten der Artikel geschehen wie in jeder andern Zeitschrift dieser Welt auch. An den Heften als Ganzen ist einfach nichts auszusetzen. Ein paar weniger gute Artikel, gelegentlich etwas, das manche wie zugegeben ich auch, Kitsch nennen würden, lässt sich einfach nicht vermeiden, genau so wenig wie besagtes heikle Thema an sich. Vieles am Strich ist einfach Kitsch, und viel weniger Gefahr als man denkt, in meinen Augen. Im letzten «Spiegel» standen zwei Zuschriften zu den früher mal beschriebenen heterosexuellen Fehlritten eines katholischen Pfarrers, geistlichen Rats o.s.ä. Beide Zuschriften, die eine von zwei Jungfrauen, die andere von einem andern Pfarrer, welche den Kulpriten kannten, sind derartig erstaunlich unvoreingenommen und verstehend, dass ich erstaunt war. Vielleicht habt Ihr den «Spiegel» selbst, aber diese beiden Zuschriften, die ich Dir nur leihweise überlassen könnte, sind so, dass auch wir davon lernen könnten. Wir sollten uns selbst an so vielen Stellen endlich vergeben lernen und die Unsinnigkeit letzten Endes doch anerzogener Schuldgefühle allem Sexuellen gegenüber einsehen lernen. Denn auch im striktesten christlichen Sinne macht ja das Sexuelle gar keine Ausnahme vor allen andern Sünden, vor allem andern Menschlichen. Das können Dir natürlich geeignete Leute besser sagen als ich. Du weisst es ausserdem selbst auch. Gerade weil wir die christliche Religion heute mehr denn je brauchen, sollten wir nicht «unnötig uns ärgern und quälen» und uns immer wieder mit einer geradezu masochistischen Quälsucht das am Christentum heraussuchen, was unsere psychologisch begründbaren Schuldgefühle und Aengste unterstützt — und nicht nur die Vorurteile der andern, sondern auch unsere. Christus räumte mit den griechischen

Vorurteilen das Gute sei das Schöne, weil identisch, auf und erhob das Individuum zum Einmaligen, ob hässlich oder schön, aber mit Sexualität hat das nichts zu tun; das «Schöne» ist letztlich selbst ein Vorurteil. Und es war der Hellenismus, welcher die Askese predigte, nicht das Christentum wie jeder wirklich Gebildete weiss, wenn er will (siehe Vorurteile). Wir dürfen uns in dieser apokalyptischen Zeit weder darüber täuschen noch über die Tatsache, dass in der christlichen Kirche der Religionssynkretismus als rein menschliches Phänomen unvermeidbar war. — Mit einem fremden Menschen um Geld etwas zu geniessen, muss nicht an sich schlechter sein als vieles andere im Grunde sehr Aehnliche. Das heisst nicht — und das zu betonen wird ja keiner müde — dass es nichts Besseres und Höheres gibt, nach dem man streben sollte. Aber so furchtbar wie wir alle, ich sage, alle, immer die Prostitution darzustellen belieben, ist sie glaube ich nicht.

Ein Arzt in Deutschland.

Dein Brief berührt sich in manchem mit dem vorhergehenden und so kann ich mich auf die religiöse Frage beschränken, die Du anschneidest und die immer wieder so viele unserer Kameraden beunruhigt. Ich glaube, Du gehst doch von einer falschen Voraussetzung aus. Sünde schädigt eigentlich doch immer. Zorn, Hass, Betrug, und wie sie alle heissen mögen — sie sind immer gegen das Du gerichtet, während das Erotische, das in gegenseitiger Zuneigung und in voller Uebereinstimmung geschieht, doch niemals jemanden schädigt. Es macht Beide glücklich, arbeitsfreudig, lebensbejahend, dankbar gegen Gott, dass er uns einen Körper zu unendlicher Lust geschenkt hat. Trotzdem — und das ist ja gerade der Punkt, der so viele Gottesverehrer heute von den Kirchen trennt! — trotzdem soll diese beglückende geschlechtliche Handlung verworfene Sünde sein! Da hilft kein Deuteln und kein Bagatellisieren darüber hinweg. Bin ich ein Angehöriger einer christlichen Kirche, so muss ich bereuen, was mich und den Andern glücklich macht und muss mich bemühen, es zu überwinden! Und dagegen sträubt sich eben das ehrliche Empfinden vieler aufrichtiger Menschen. Es widerstrebt ihnen, Reue zu heucheln, während sie bereits schon in diesem Lippenbekenntnis darauf hoffen, es doch bald wieder erleben zu dürfen. Logisch wäre, Sexuelles als Sünde zu bekennen, das einen andern Menschen geschädigt hat: — der Mann, der ein Mädchen nimmt und es nachher lieblos sitzen lässt, der Mann, der sich einen Jungen kauft und ihn nachher nicht einmal mehr grüsst — das wird jeder Denkende als gegen das Du gerichtet, als Sünde anerkennen. Aber etwas bereuen sollen, was das Leben erhöht — das widerspricht dem Leben. Ob es Christus widerspricht — das müssen Theologen entscheiden, aber wenn sie einer Kirche angehören, so können und dürfen sie eben nicht anders entscheiden als ihre Kirche. Alles andere wäre wiederum — Reformation, auch in der reformierten Kirche. — Ich glaube, lieber Freund, hier ist der schwerwiegende Angelpunkt, von dem wenige loskommen.

Rolf.

«... Das Oster-Heft des «Kreis» ist dermassen schön geworden, dass es mich drängt, Ihnen sofort zu schreiben, um ganz einfach dafür zu danken.

Ich habe gestern nacht bis halb zwei Uhr darin gelesen: die schöne Novelle meines Freundes Rudolf, die Auszüge aus dem Buch Webster Corys, das ich noch gar nicht kenne und dessen Formulierungen, die so klar und sauber und logisch sind, mir grössten Eindruck gemacht haben; dann die Gedichte, die Meleager-Uebertragung ins Englische, die zauberhaft ist und die man zehu Mal hintereinander lesen könnte, und — ... und wieder und!!

Es ist eine der wohl gelungensten Nummern, die mir je in die Hände gelangt sind.

Der «Kreis» ist damit herausgewachsen aus einer Zeitschrift für den kleinen Kreis der unsrigen; es ist eine Zeitschrift geworden in Inhalt und Bebilderung, für die ich (ganz speziell für diese Nummer) eine Masse Geld besitzen möchte, um sie in hundert-ten von Exemplaren links und rechts zu verteilen.

Ihr Kurt im Tessin.

« . . Schon lange hatte ich die Absicht, Ihnen zu danken für Ihre Arbeit und für die Herausgabe des «Kreis», den ich schon seit einiger Zeit regelmässig mit Interesse lese. Es bestehen Gründe, dass ich nicht näher auf den Klub eingehe, die Sie vielleicht vertehen würden, und dass ich ein «Aussenseiter» bin, sehen Sie daran, dass ich meinen Namen nicht unter den Brief setze. Entschuldigen Sie bitte die Anonymität; ich erlaube sie mir, weil ich ja nicht über Sie schimpfe und Sie auch nicht tadle, sondern Ihnen eben danken möchte für Ihre Arbeit. Die Artikel im «Kreis» sind mir oft eine Hilfe und vor allem schätze ich die schönen Gedichte hoch. Nun hat mir auch die Februarnummer mit den originellen Beiträgen im deutschen Teil Freude gemacht. Ich neige sehr dazu, schwere Lektüre vorzuziehen; jetzt habe ich aber eingesehen, dass es eher einen Ausgleich geben würde mit etwas leichterem Kost. Ganz besonders hat mich «Der Traktat gegen die Freundschaft» berührt, weil ich auch einen scheinbar unverdaulichen Liebeskummer zu verarbeiten habe. Nun sehe ich aber durch diesen Artikel wenigstens ein, warum die Angelegenheit so schwer ist: ich bin im Stadium des Tränenstroms.

Wenn ich von der grossen Arbeit höre und lese, die zu tun ist, um zu unserm Recht zu kommen, so denke ich, dass es ein langer und harter Weg sein wird, hier etwas zu erreichen. Bestimmt werden spätere Generationen dankbar sein, aber als erste Aufgabe halte ich es für notwendiger, dass wir an uns selbst arbeiten, um einander auch Freunde und Helfer zu sein, nicht nur — aus Trieb — suchende Menschen. Es ist nicht schwer, für das Sexuelle einen Partner zu haben, besonders, wenn man jung ist. Ein Freund ist das aber noch nicht — bis heute habe ich kaum eine andere Erfahrung gemacht. Ich glaube, es wäre nicht das Schwerste, wenn man auch da noch allein sein müsste. Es war ja nur ein flüchtiges Kennen und Vergehen, ohne Gewinn. Viel schwerer finde ich es, dass man keinen Freund im Sinne des Wortes finden kann für die Stunden des Geistes. Das Leben würde zu einem schönen Traum, wenn ich einen Freund hätte, der mit mir die Freuden teilen würde, die es im Theater und Konzertsaal und hie und da auf einem Spaziergang durch einen schönen Frühlings-, Sommer-, Herbst- oder Winterwald zu geniessen gibt. Das Herz droht mir im Leibe still zu stehen beim Gedanken, dass ich solche Stunden nie ungetrübt erleben werde. Nein, es droht nicht still zu stehen, es schmerzt nur und droht viel eher, trotzdem weiter zu schlagen. — Aber warum jetzt schon wieder diese quälenden Gedanken!

Wir wollen lieber die schönen Worte von Romain Rolland aus der Einleitung zu seinem Buch: «Aus meinem Leben» auf uns wirken lassen:

«Wäre das Leben wirklich nur ein Traum, so bin ich deshalb nicht weniger die Spinne, die auf dem Gewebe dieses Traumes sitzt und mit aller Kraft versucht, den Abgrund mit diesem Gewebe zu bedecken; schön und gut gewoben will ich es haben . . . Möge der Wind es dann forttragen und verwehen! Er tut sein Werk — ich werde das meine vollbracht haben. Ein Unglück wäre es nur, — mehr als ein Unglück, es wäre ein Verbrechen —, etwas unterlassen zu haben. «Das übrige ist Sache der Götter» . . .

Das gibt etwas Hoffnung und Mut, wenn man daran glauben kann, trotz allem eine Lebensaufgabe zu haben. —

Ich bleibe

Ihr treuer Leser.

Liebe Kameraden!

dieser Tage erhielt ich von befreundeter Seite Ihre Zeitschrift, und es ist mir nahe, zu eine Herzenssache, Ihnen für Ihre gewiss nicht leichte Arbeit dankerfüllt die Hände zu drücken. Selbstredend kann nicht jedem alles gefallen, doch ich müsste mich sehr irren, wenn der von Ihnen eingeschlagene Weg ein Irrweg sein sollte. Erfreulich ist bei Ihrer Zeitschrift das Niveau; halten Sie dies, selbst auf die Gefahr hin, deswegen einen engbegrenzten Leserkreis für alle Zukunft behalten zu müssen. Mich deutet, es ist weit besser, um sich ein Häuflein zu scharen, als um eines billigen Augenblickserfolges willen, die grosse Masse, die nach meinem Dafürhalten doch nur dadurch zu gewinnen wäre, dass Sie das ihr Angenehme, wohl auch Angemessene, den von ihr gewünschten «Kitzel» brächten, und damit hätten Sie das vernichtet, was Sie in mehr als zwei Jahrzehnten harten Ringens schufen.

Ich sehe in Ihrem Werke überdies noch eine Erziehungsarbeit, die mir auch geboten erscheint. Sie erscheint mir vonnöten, weil ich mich nicht des Eindrucks erwehren kann, dass viele — obwohl dazu geneigt, will ich nicht «die meisten» sagen — unserer Schicksalsgefährten, bewusst oder unbewusst, dem Kernproblem dieser eminent wichtigen menschlichen Beziehung ausweichen, *dass nämlich Liebe Verantwortung bedeutet*. Dieser bei der mann männlichen Liebe naturgemässe Mangel an Pflicht und Verantwortung scheint mir die Ursache für den beklagenswerten Zustand zu sein, dass selbst dort, wo der Eros über die reine Geschlechtsliebe hinauswächst, wo also ein wahrhaft menschliches und einzig menschenwürdiges Sexualleben gelebt wird, dass selbst dort in einer nur geringen Zahl dauerhafte Bindungen zustande kommen. Dies kann ich nicht als ausschliessliche Folge gesellschaftlicher Aechtung oder strafrechtlicher Verfolgung anerkennen: ist dies unserer Psyche zuzuschreiben? Dass es eine Erscheinung unserer zugegebenermassen mehr aufs Aeusserliche gerichteten Zeit sei, lässt sich ebenfalls kaum annehmen, denn schon Wissenschaftler wie v. Krafft-Ebing und A. Forel, um nur einige zu nennen, wiesen auf die Unbeständigkeit unserer Liebesbeziehung hin.

Zu den schönsten und edelsten Regungen eines liebenden Menschen kann es aber doch schwerlich in wenigen Stunden oder in der noch geringeren Zeitspanne zärtlichen Liebesgenusses kommen.

Wiewohl ich von frühester Kindheit an nur homophil bin, habe ich bis vor einem Jahre, d. h. bis zu meinem 29. Lebensjahre, keinerlei Konnex mit Schicksalsgefährten gehabt, was seine Ursache in einer schon in der Kindheit geschlossenen Freundschaft hatte. Er, mit dem ich Freud und Leid teilte, ist in Russland geblieben; dies nur zur Erklärung dessen, was ich jetzt sagen möchte.

Als ich also in diese Kreise eingeführt wurde — es handelt sich dabei absolut nicht um simple Menschen — brach in mir ein Glaube zusammen. (Vordem hätte ich sicherlich auch schwerlich die Erzählungen — wie z. B. «Hans» — in Ihrer Zeitschrift verstehen können). Hatte ich doch geglaubt, jene, die dasselbe Schicksal teilen, seien gleich mir erfüllt von der tiefen, reinen Sehnsucht nach einem Menschen, dem sie ihre ganze Liebe zu schenken bereit sind. Und was fand ich?

Jeder hängt nur am Aeusserlichen, sucht einen «Freund» mit den denkbar besten körperlichen Vorzügen, ohne nach Seelengrösse zu fragen. Ist denn der Wert eines Menschen gebunden an das Aussehen eines Filmstars? Nun, der Katzenjammer bleibt selten aus. Nach einem mehr oder weniger kurz währenden Glückstaumel folgt der «ewige Abschied», nicht selten sogar in taktlosester Weise, weil der Mut zu einer Aus-

sprache fehlt. Man geht flüchtige Bekanntschaften ein; Freundespaare, die lange Jahre einen gemeinsamen Haushalt führen, wissen von ihrer beiderseitigen Untreue; und wofür das alles? Was man mit Vorteil als die Krönung der Freundschaft ansehen sollte, stellt man an deren Anfang.

Missverstehen Sie mich bitte nicht! Ich bin kein Philister und weiss aus eigenem Erleben, dass der Liebe ohne das Körperlich-eins-Sein die letzte Erfüllung fehlte; ebenso fehlt sie indessen, wenn das Sexualleben dergestalt entkleidet ist, dass nur noch der nach Befriedigung drängende Sexualtrieb übrig bleibt.

Begreift man denn nicht, wie das Äusserliche gar allzubald seinen Reiz verliert, und dass es die reinen Quellen der Seele sind, die eine Freundschaft zweier Liebender tragen müssen? Wie oft habe ich an meine Kameraden die Frage gerichtet, wie sie sich wohl entschieden, wenn ihr nach den eben dargelegten Grundsätzen erwählter «Freund» erkrankte, zum Krüppel oder zu Siechtum verurteilt würde. Von diesen Meilensteinen menschlichen Leids brächte gewiss schon der erste eine solche Bindung auseinander.

Man darf auch nicht gleich nach dem ersten Eindruck über einen Menschen urteilen, wenngleich dieser, weil er auf den geringsten Widerstand stösst, der stärkste ist; die Neigung zu einem Menschen kommt nicht selten erst dann, wenn wir all seine Vorzüge und Schwächen kennen lernten. Man darf doch nicht gleich nach der ersten grösseren Enttäuschung getrennte Wege gehen, weil der wahrhaft Liebende stets zu vergeben bereit ist und weil beide an und miteinander wachsen müssen — wo es möglich ist, über sich hinaus. Wenn bei der heterophilen Bindung all die kleinen Vorkommnisse zum Anlasse einer Trennung genommen würden, wie dies bei uns geschieht, bestünde die Mehrzahl aller Ehen nicht mehr; ich habe dabei die im Auge, die danach sich doch noch glücklich gestalten. Es ist demnach ein äusserer Zwang, der sich impulsivem Handeln entgegenstellt. Und hier bin ich bei dem, was ich schon, wenn auch nicht so deutlich, ausdrückte: Ein Bruch zwischen Freunden hat keine schwerwiegenden Konsequenzen und deshalb ist man leicht entschlossen, eine lästig gewordene Bindung zu lösen, ungeachtet dessen, dass dabei ein Herz zerbrach. Was nach mehreren Wiederholungen dieser Art übrig bleibt, ist der Verzicht auf wahre Freundschaft, die man nach alledem doch nie zu finden glaubt, und blosses Verlangen nach Sinnenlust. Das sind dann die Kameraden, — keiner breche den Stab über sie — die die Rotunden und sonstige widerliche Treffpunkte bevölkern, auf der Suche nach neuem Erleben. Hierin liegt aber eine nicht unbeträchtliche Gefahr; abgesehen vom steten Absinken des einzelnen wird der Gegnerschaft die beste Angriffsfläche geboten. Hier entstehen, gefördert durch ungenaue Kenntnis des Einzelschickals, die Bilder von dem Wollüstling, vor dem es die Gesellschaft zu schützen gilt. Am Rande vermerkt: Im Taschenjahrbuch der Therapie 1954 von Schellong wird z. B. noch heute von westdeutschen Aerzten empfohlen, bei Homosexualität freiwillige Kastration zu erwägen! Solche Argumentationen hörte ich jedenfalls nicht nur einmal von mir befreundeten Kreisen der Polizeiexekutive. Und was führen wir dagegen ins Feld?

Also nochmals: Wir wollen ethisch hochstehende Menschen, deshalb fahren Sie fort in der bewährten Weise; mehr noch: treten Sie nur für ein würdiges Sexualleben ein. Wirken Sie dort, wo es not tut, erzieherisch.

In freundschaftlicher Verbundenheit *Ihr N. N. in der Ostzone Deutschlands.*